

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 196.

Mittwoch, 24. August

1927.

(15. Fortsetzung.)

Ferideh Hanum.

(Nachdruck verboten.)

Roman aus dem Konstantinopel von gestern und heute.
Von Oskid von Hanstein.

Sie gehen durch die Straßen. Kelim ist von Freunden umringt. Von Männern, die er nie gesehen, aber die seine Worte gehört haben. Wieder wogt und brandet es in allen diesen Straßen. Männer, alte, junge Frauen, Kinder, und alle haben elende, von Entbehrung zeugende, aber doch glückliche Gesichter und hell strahlende Augen.

„El Ghaji kommt, Mustapha Kemal, Ghaji kommt.“

Sie sind in einem großen Raum. Ein Kaffeehaus. In einer Ecke sehen sie finstere Mienen. Ältere Männer stehen in einer Gruppe zusammen, ein paar niedere Hodschas sind unter ihnen.

„Der Religionshänder kommt, der Feind Mohameds, der Verächter des Korans, der Vernichter des Kalifats.“

Sie schreien es der Masse entgegen, aber Begeisterung kann nicht zürnen. Man lacht, man juckt mitleidig die Achseln.

„Laßt sie, schwer ist es, umzulernen im Alter.“

Sie stehen auf dem Platz vor der Aja Sophia, begeistertes Volk durcheinander, in Kelims Haupt ist es von alledem, was er gehört, noch wirr.

Er sieht alle diese Menschen, er fühlt, daß ihre Worte Wahrheit sind, denn wie würden fremde Unterdrücker, wenn sie Konstantinopel in dieser Stunde beherrschten, solch einen Volksjubel, solch eine Freiheitsbegeisterung dulden.

Trotzdem lebte Zweifel in seiner Brust. Ist nicht der Jes ein heiliges Symbol? Ist es nicht ein unendliches Verbrechen gegen Allah, den Kalifen, den Stellvertreter des Propheten, von seinem Throne zu stoßen? Ist es nicht eine Sünde, die Harems zu öffnen und die Frauen unverschleiert auf die Straße zu schicken?

Ist dieser Mann wirklich ein Retter des Volkes, oder ist er von Scheitan geschickt, um sie ganz zu verderben? Das ganze Türkenvolk in diesen Straßen scheint verwandelt, ist aus seiner Ruhe gerüttelt.

„Er kommt! Er kommt!“

Wieder steht Kelim erstarrt vor Staunen.

Keine Vorreiter sprengen durch die Straßen, keine Soldatenmauern scheuchen die Mengen zurück, nirgends werden die Gassen gesperrt, keine Musik ertönt, ein ganz einfacher, schlichter Wagen, ein Auto, wie es hier jeder zu mieten vermag, fährt langsam, von einigen ähnlichen Wagen begleitet, durch die Straßen, und in diesem sitzt kein Herrscher in goldstrotzender Uniform, sondern ein schlichter Mann in der Mitte der Jahre, mit einem klugen, energischen Gesicht. Er trägt einen einfachen, schwarzen Anzug, wie ihn die Franken zu tragen pflegen und — wieder etwas Unfassbares, neben ihm sitzt, ebenfalls europäisch gekleidet, eine zierliche, kleine, bildschöne Frau in europäischer Tracht, einen Schleier um den Kopf gebunden, aber das gute Antlitz mit den klugen, freundlichen Augen, dem lächelnden Mund, unverhüllt.

Mufidee Hanum ist es, Kemal Baschas selbstverständlich einzige Frau, in der die Türkinnen die Schöpferin ihrer Freiheit verehren. Auch die wenigen Männer, die in den folgenden Wagen sitzen, sind ebenso schlicht

gekleidet, obgleich einer von ihnen, Ismet Pascha, des Präsidenten Kemal erster Minister ist.

Etwas enttäuscht blickt Kelim auf diese Wagen, da lacht sein türkischer Führer:

„Das ist es ja eben, Männer aus dem Volke einten das Volk unter Kemals Führung. Arm sind die Türken geworden. Einfachheit und Sparsamkeit, Einigkeit und glühende Liebe zum Vaterlande, das sind die Lösungsworte, die den großen Zauber erklären.“

Die Wagen halten, Kemal scheint zu dem Volk sprechen zu wollen, da öffnet sich ihm das Tor der Aja Sophia. Ein Priester tritt heraus. Es ist ein ehrwürdiger Greis, mit langem, weißem, wallendem Bart, im Feiertagskleid und hinter ihm einige andere Priester.

Der Greis hebt seine Hand gegen Kemal.

Atemlos stockt die Menge, mancher von jenen Alten jubelt im Innern. Man weiß, daß es auch noch viele gibt, die den Jungtürken feind sind. Alle, die früher ihre Taschen aus der Kasse des Sultans gefüllt haben. Man weiß, daß sehr viele von den Geistlichen es als einen Raub an der Heiligkeit des Islam betrachten, daß der neue Kurs von Angora das Kalifat abschaffte, Geistlichkeit und Regierung voneinander trennte, der Kirche die weltliche Macht nahm, die Schätze einzog und damit die Staatskassen für das notwendigste füllte.

Viele von den Alten standen grollend zur Seite, in vielen Familien war Schrecken und Zwietracht, wenn die jungen unter den Frauen den Schleier ablegten. Manche von ihnen betrat selbst mit Zittern und Zagen zum erstenmal unverschleiert die Straße, als müsse irgendeine Katastrophe geschehen. Manche auch legte nur um so dichter das hüllende Tuch vor das Gesicht. Gerade die Frauen sind in feindliche Lager gespalten. Viele empfanden es als ein gutes Recht, manche, denen das Kismet ein hübsches Gesicht versagte, als Strafe.

Aller Augen hängen an Kemal und an dem ehrwürdigen Patriarchen. Nicht wenige sind es, die glauben, daß jetzt ein Fluch der Kirche den Volkshelden treffen wird, und innerlich bilden sich Parteien für und wider.

Kemal steht auf, steigt aus dem Wagen und tritt langsam auf den ehrwürdigen Greis zu.

Während dieser jetzt mit seiner leisen Stimme zu ihm spricht, steht Kemal demütig, wie es dem frommen Gläubigen geziemt, vor dem Priester; dann legt dieser, man kann es deutlich erkennen, mit einer väterlichen Bewegung seinen Arm um Kemal; dieser streift die Schuhe von seinen Füßen, und beide, der jungtürkische Volksheld und der Patriarch, betreten gemeinsam, von Kemals Begleitern gefolgt, die Moschee.

Das Volk hat atemlos hinübergeschaut; viele der Alten greifen verwundert an ihre Köpfe, anderen rinnen Tränen der Freude über die Wangen.

„Er ist kein Gottloser, er ist ein Anhänger des Islam.“

Wie ein Aufatmen der Erleichterung geht es über alle die Tausende, die hier warten und harren.

... ist der alte Meister, und nicht nur es mit ihm. Sehen ein, daß es nur überlebte, veraltete Formen sind, die beseitigt wurden, sehen ein, daß in einem armen Staat, der nach Selbständigkeit ringt, keine Vermögen ungenutzt liegen dürfen; und sie, die den jungen Männern aus Angora die Hand bieten zum Frieden, sind Mohammeds, des Propheten, treueste Freunde.

Kemal, aus der Moschee zurückgekehrt, fährt in das Regierungsgelände, in dem der jungtürkische Präsekt von Konstantinopel wohnt. Es ist keiner der prunkenden Paläste; es ist ein ganz einfacher, schlichter Bau in einer einfachen, vom Straßenlärm durchbrausten Gasse.

Auch das Haus des Obersten Rates in Angora ist mit bewußter Absicht ein ganz einfacher Bau.

Es ist Abend geworden, Abend nach dem gewaltigsten Tage, den Nelim erlebte.

Er hat sich von den anderen getrennt. Der Jubel des Morgens ist verrauscht; lange Feste zu feiern, nimmt sich die junge Türkei keine Zeit.

Nelim ist wieder allein; er muß allein sein, um sich zurechtzufinden. Er geht durch die Straßen, aber wie anders erscheinen sie ihm jetzt, als in der vorigen Nacht.

Wieder sieht er überall in dem Stadtbild zerstörte Häuser, Brandschutt und verwüstete Straßen, aber er weiß jetzt, welsch furchtbares Geschick über Konstantinopel dahinbrauste.

Nelim geht durch die Straßen, aber er sieht mit anderen Augen, sieht nicht nur den Niederbruch, sondern sieht das Streben zum langamen Aufbau.

Er sieht die tiefen Löcher in den Straßen, aber er weiß, daß dort Gräben gezogen werden, um das Wasser und den Schmutz aufzufangen und die Stadt gesünder zu machen. Er sieht aber auch die vielen Autos geschäftig die Straßen durchheilen; er sieht elektrische Straßenbahnen anstatt der von müden Maultieren gezogenen Tramway. Er tritt in die dämmernden Hallen des Misr Tscharschüsi.

Die fünfzehn Jahre seiner Abwesenheit sind fortgeweht.

Hier ist alles genau so wie früher. Der Duft der Wohlgerüche des Orients, der Kräuter, Gewürze und Medikamente strömt ihm entgegen. Alte Männer, die vom Jes und Njübbe nicht lassen können, und die niemand daran hindert, sitzen in ihren Gewölben auf ihren Kissen und rauchen schweigend ihre Wasserpfeifen. Nur, daß die einkaufenden Frauen, die allerdings kaum noch nach Hennah, wohl aber nach Rosenöl und seinen Parfüms fragen, teilweise unverschleiert sind.

Nelim steht vor einem der Gewölbe und sein Herz zuckt zusammen. Hier hat sein Vater gewohnt, aber damals erschien es ihm anders. Ein fremder Mann sitzt in dem Gewölbe und verkauft keine Gewürze, sondern Bücher.

„Salaam, hat hier nicht Schaban, der Gewürzkrämer, gewohnt?“

Der andere denkt nach.

„Es mag sein; ich habe das Gewölbe vor zehn Jahren übernommen, damals lag es noch von dem Brande in Trümmern.“

Nelim erschrickt.

„Verzeih.“

Er geht wieder weiter und sieht in einem Gewölbe einen Greis. Er erkennt ihn: es ist der alte Ali, der einst seines Vaters Freund gewesen.

„Salaam, ich bitte euch, beantwortet mir eine Frage. Wart ihr nicht mit Schaban, der dort das dritte Gewölbe von hier, innehatte, befreundet?“

Der Greis sah ihn unter buschigen Augen an.

„Habt Ihr ihn gekannt?“

„Ich bin Nelim, sein Sohn.“

Wieder prüften ihn des Greises Blicke, dann nickte dieser.

„Setz dich, mein Sohn, und rauche mit mir eine Pfeife.“

Nelim mußte seine Ungeduld bezwingen. Ein Knabe brachte Kaffee und Wasserpfeifen, — so saßen sie einander schweigend gegenüber. Endlich begann der Alte:

„Du warst Nelim, der Hamal?“

„Wo warst du?“
„Zehn Jahre in persischer Gefangenschaft, fünf Jahre am Hofe des Emir von Afghanistan.“

„Du scheinst mir kein Bettler?“

„Es gelang mir, die Gunst des Emirs zu gewinnen. Erst war ich sein Diener, dann wurde ich der Verwalter seiner Schlösser. Ich bin ein wohlhabender Mann.“

„Du weißt nicht, was hier geschah?“

„Ich weiß viel, aber ich weiß nichts von den Meinen.“

„Ertrage dein Kismet, wie es sich für einen Jünger des Propheten geziemt. In jener Nacht, als Abd ul Hamid die Stadt beschließen ließ, ging deines Vaters Haus in Flammen auf. Man hat seinen Leichnam verlohnt unter den Trümmern gefunden, er ist bei Allah.“

Nelim sieht ergriffen vor sich hin und sagt leise:

„Allahs Wille geschehe, aber noch eins, weißt du etwas von Ferideh, der Tochter der zweiten Frau meines Vaters?“

„Wir haben niemals wieder von ihr gehört.“

„Ich danke dir.“

Nelim schreitet hinaus und geht über die Galatabrücke, über die jetzt regster Verkehr flutet, und wieder die Treppenstraße nach Pera empor.

Er tritt an das kleine, ihm bekannte Haus und läßt den Türklopper fallen. Ein alter Mann macht ihm auf.

„Wohnt hier Fatimeh Hanum?“

„Reinst du die Heiratsvermittlerin?“

„Dieselbe.“

„Sie ist vor acht Jahren, während des Krieges, an Entkräftung gestorben; ich habe das Haus gekauft.“

„Salaam.“

Nelim stieg wieder die Stufen hinab, geht nach Stambul zurück und sitzt in einem kleinen Kaffeehaus. Ein paar grell geschminkte Weiber bringen ihm Wasserpfeife und Kaffee.

Auf einer kleinen Erhöhung sitzen ein paar Musiker und machen auf alten Instrumenten Janitscharenmusik; ein alter Mann singt dazwischen mit weinender Stimme einen plärrenden Gesang.

Nelim hörte das alles nicht, er suchte seine Gedanken zu sammeln. Er ist froh und unendlich traurig zu gleicher Zeit; er hat einen leuchtenden Tag junger Freiheit gesehen, aber er weiß: Er selbst hat niemanden auf der Welt, ist ganz allein und verlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Legitimer Flirt.

Von Wilhelm Lichtenbera.

Eine Freundin hatte Solva die Geschichte jener unglücklichen Frau erzählt, die sich ihren Mann zurückeroberte, indem sie lange mit ihm flirtete, ohne daß er's wußte, und der sich Hals über Kopf in seine eigene Gattin verliebte, ohne zu wissen, mit wem er zu tun hatte.

Die arme Solva kämpfte lange mit sich. Aber dann entschloß sie sich doch, auch dieses letzte zu versuchen. „Legitimen Flirt“ nannte es die Freundin.

In den vier Jahren der Ehe hatte Solva täglich den Gatten um die Mittagsstunde angerufen. Sie erkundigte sich stets, wann er zu Hause zu erwarten sei. Felix hatte dann in letzter Zeit ein paar unwirksame Antworten gegeben und Solva hängte nun schon seit mehr als einem Jahre mit einem tiefen Seufzer den Hörer auf. Oh, in den ersten Jahren der Ehe war das anders gewesen!! . . .

Nun unterließ sie einige Tage lang diese unnützen Anrufe. Felix fiel es nicht weiter auf; er empfand diese Gespräche doch immer nur als eine Störung in seiner Arbeit. Unzufriedene Ehemänner stecken immer ganz tief in der Arbeit.

Nach einer Woche aber ließ sie sich wieder mit dem Bureau ihres Gatten verbinden: „Hallo, Herr Generaldirektor selber?“

„Ja, hier Felix Donner. Wer spricht?“

„Raten Sie einmal . . .!“

„Keine Ahnung . . .“

Natürlich, meine Stimme kennen Sie nicht. Aber ich glaube, sonst haben Sie mich schon beachtet . . .“

Es entstand eine kurze Pause. Dann Felix' Stimme — aber doch eigentlich nicht seine Stimme. Eine andere, weidere, liebenswürdigere: „Ist es möglich — die Dame aus der Untergrundbahn . . . Diese reizende, entzückende . . .“

„Wissen Sie, wer ich bin, und wo ich mein Bureau habe...“

„Ja, ich habe mich danach erkundigt... Ich wollte doch auch einmal Ihre Stimme hören... Wissen, ob sie so ist, wie ich mir sie gedacht habe...“

„Nun — und sind Sie enttäuscht?“

„Nein — ich bin sehr, sehr befriedigt...“

„Wie charmant Sie zu plaudern verstehen...“

„Ach, das scheint Ihnen vielleicht nur durchs Telephon so! In Wirklichkeit...“

„Oh nein, glauben Sie mir! Ich bin ein Kenner. Ein hingeworfener Satz, ein einziges Wort... Aber jetzt sagen Sie mir, bitte, ob wir uns treffen können! Wann... Wo...“

Solva lachte ins Telephon und — hängte ab. Ihr weiblicher Instinkt sagte ihr, daß es für diesmal genug war...

Drei Tage ließ sie vergehen. Dann klingelte sie wieder bei Felix an. „Raten Sie, wer ich bin...?“

Zuerst kam ein entzücktes „Oh“ aus der Muschel. Dann sagte er — nein, schrie er: „Raten? Nein, ich weiß es! Wer diese Stimme einmal gehört hat, vergißt sie nicht. Sie, Sie, sind es. Die Dame...“

„Ja, die Dame aus der Untergrundbahn. Sie haben sich brav gehalten. Jetzt glaube ich wirklich, daß ich Ihnen etwas bedeute...“

„Ich bete Sie an! Glauben Sie mir doch endlich! Und geben Sie mir Gelegenheit...“

„Was fällt Ihnen ein? So weit darf es natürlich nicht kommen. Es ist ja nur ein Scherz, den ich mir mit Ihnen mache... Sie sollen ja bloß ein bißchen in Ihrer Arbeit aufgehalten werden. Weiter nichts...“

„Verzeihen Sie, aber ich glaube Ihnen nicht! Aus Ihrer süßen, weichen, melodischen Stimme klingt so viel Güte, so viel Zärtlichkeit... Niemals werden Sie sich mit einem Manne einen Scherz machen. Sie sind ein ernster Mensch...“

„Das alles hören Sie aus meiner Stimme...?“

„Ja! Mein Ohr trinkt Ihren ganzen Menschen ein! Ich weiß, wie Sie sind — und wie Sie lieben können! Sagen Sie doch schon endlich...“

„Nein, nein, nein! Ich — werde Ihnen — schreiben...“

„Ach, schreiben...“ rief er enttäuscht...

Solva hielt es wieder für geraten, abzuhängen. Für heute war es genug mit dem legitimen Flirt. Eines hatte sie erreicht: Felix hatte sich wieder einmal in ihre Stimme verliebt. Wenn er spät am Nachmittag heimkehrte, sprach sie jetzt viel mit ihm. Und zuweilen schien es ihr, als horchte er auf, als läme ein wärmerer, zärtlicherer Ausdruck in seine Augen... Im großen ganzen freilich änderte sich wenig in seinem Verhalten ihr gegenüber. Aber sie hatte Zeit, sie konnte warten. Bis zu dem großen Augenblick, wo er erfahren sollte, wer sein neuester Flirt war.

Einige Tage später schrieb sie auch den in Aussicht gestellten Brief. Sie schrieb ihn mit verstellter Schrift, die aber noch immer genug von ihrem eigenen Wesen aufwies. Nur ein paar Schönkel machte sie anders; im übrigen wagte sie es, ihren Stil vollkommen beizubehalten. Sie schrieb, wie sie ihm in der Verlobungszeit geschrieben hatte. Fast wörtlich war es der erste Brief, den er nach kurzer, flüchtiger Bekanntschaft von ihr erhalten hatte. Und bat um postlagernde Antwort.

Die Antwort kam:

„Entzückende Frau!“

Noch immer versagen Sie mir das Glück Ihrer persönlichen Bekanntschaft. Zuerst hat mich Ihre Erscheinung angezogen — wenn ich Sie fast täglich auf der Untergrundbahn traf —, dann hat mich Ihre Stimme rasend gemacht und jetzt stehe ich wie ein kleiner, verliebter Junge über Ihrem Brief, starre ihn an und verzehre mich in Sehnsucht nach seiner Schreiberin. Ich bin kein Graphologe. Aber diese Schrift, diese Schrift sagt so viel! Sie sagt alles. Ich lese in ihr echtes, unverkünsteltes Frauentum und ich weiß, daß Sie eine wundervolle Gefährtin sein müßten! Ich weiß es — und werde nicht ruhen, bis ich Sie — Auge in Auge — um Ihre Freundschaft gebeten haben werde. Sie können sich mir auf die Dauer nicht entziehen! Herrlicher aber als diese feste, klare Schrift, unvergleichlich herrlicher, ist das, was Sie sagen. Und — wie Sie es sagen! Noch niemals — ich schwöre es Ihnen — hat eine Frau so zu mir gesprochen! Sie sind die erste und werden wahrscheinlich die einzige bleiben. Fühlen Sie also, was Sie mir bedeuten? Oh, kein Zweifel! Sie fühlen es. Und darum erwarte ich eine Zeile von Ihnen, wann, wo, ich Sie sprechen kann!“

Solva las diesen Brief ihres Gatten mit gemischten Gefühlen. Er war also fort von ihr... Innerlich ganz fort...

... er wollte fort von ihr, was die aber war ihm nur ein Weg, ein Antos zur Nacht. Eine Ausrede vor sich selbst vielleicht... Aber dann fühlte sie doch wieder so etwas wie Glücksgefühl! Diese andere — war ja sie! Sie selbst! Und der Weg, den er jetzt fluchtartig eingeschlagen hatte, dieser Weg mußte ihn ja doch wieder zu ihr zurückführen. Nur noch eine kurze Frist, jubelte sie, dann war es vorbei mit der Lüge, und dann gehörte er wieder ihr. Die Freundin hatte recht gehabt. Der legitime Flirt bewährte sich aufs beste.

Sie schrieb ihm nicht mehr. Aber sie klingelte am nächsten Tage bei Felix an. Er schien diesen Anruf erwartet zu haben; denn er meldete sich prompt wie noch nie. Wie lange hatte sie oft warten müssen, ehe es ihr gelang, ihn an den Apparat zu kriegen...

„Sie sind es...“ rief er ins Telephon.

„Ja. Ich habe Ihren Brief erhalten...“

„Oh...!“

„Es ist ein rührender Brief! Ein Sehnsuchtschrei fast...“

„Wie herrlich Sie das sagen! Ja, ein Sehnsuchtschrei! Der Sehnsuchtschrei eines Gefangenen...“

„Sie Armster! Und ich will Sie um alles in der Welt nicht auch noch enttäuschen...“

„Sie — und enttäuschen?“

„Danken Sie das für ganz und gar ausgeschlossen?“

„Ausgeschlossen. Sie bringen keine Enttäuschung. Ich fühle es — ich weiß es...“

„Sie versprechen mir also, nicht enttäuscht zu sein, wie immer ich auch bin, und wie ich mich Ihnen präsentiere?...“

„Ich verspreche es! Nur sagen Sie endlich...“

„Also dann — aber ich habe Ihr Versprechen! — dann, morgen vier Uhr nachmittags Endstation der Untergrundbahn. Bleiben wir bei der Untergrundbahn. Die Strecke, die wir immer fahren...“

„Dank! — Morgen vier Uhr! Ich werde glücklich sein!“

Am Abend frug Solva ihren Gatten: „Weißt du vielleicht, wann du morgen zu Tisch kommst?“

Er wurde verlegen, vermied es, sie anzusehen und sagte schließlich: „Morgen?... Gut, daß du mich erinnerst! Morgen komme ich überhaupt nicht. Eine Konferenz... Es wird vermutlich spät werden... Du mußt nicht auf mich warten...“

„Jaja, ich wollte es nur wissen. Laß dich durchaus nicht stören. Ich kann mir schon denken, daß du jetzt, gerade jetzt, sehr beschäftigt bist...“

Als Solva um vier Uhr des nächsten Tages die Station der Untergrundbahn verließ, mußte sie immer wieder anhalten, so sehr klopfte ihr Herz. Die Entscheidung über ihr Schicksal! Das letzte Abenteuer des legitimen Flirts.

Oben angelangt, fand sie Felix bereits vor. Er wurde sehr bleich, als er sie sah und veruchte sich in einer Nische zu verbergen. Wahrscheinlich hoffte er, von ihr nicht bemerkt worden zu sein.

Aber Solva schritt mit einem festgetrorenen Lächeln auf ihn zu. Sie blieb vor ihm stehen, wartete, sah ihn an... Er rührte sich nicht und starrte entsetzt auf sie... Keiner von beiden sprach ein Wort. Einige Sekunden lang. Dann streckte sie ihm die Hand hin und sagte sehr einfach: „Du hast mir doch versprochen, nicht enttäuscht zu sein...“

Felix wurde feuerrot, bis sich auf die Lippen und sagte, indem er sich unwillig von Solva abwandte: „Ich muß schon sagen... Dumme Scherze sind das... Sehr dumme Scherze...“

Der Affenschnitt.

Skizze von Paul Althaus (London).

Große Städte haben große Sensationen. Kleine Städte müssen sich mit Sensationchen begnügen. Für unser Städtchen Dorley ist im allgemeinen ein plötzlicher Todesfall oder eine unerwartete Verlobung schon ein Ereignis, über das man sich drei Tage lang aufregt. Wenigstens die näheren Nachbarn der Urheber solcher Aufregungen. Als sich vor anderthalb Jahren ein deutscher Arzt bei uns niederließ, da wollte das Fragen und Vermuten überhaupt kein Ende nehmen.

Ja, wir liegen ein wenig abseits. Zur nächsten Bahnstation fahren wir eine Stunde mit dem Autoomnibus. Wir haben zwar ein Kino und auch Wirelessradio, dennoch bekommen wir die Geschehnisse aus der großen Welt erst aus zweiter Hand. Wir müssen alles, was dem achtlosen Großstädter zur unerlässlichen Gewohnheit geworden ist, entbehren. Aber dafür haben wir auch wiederum Dinge, die der Großstädter niemals sieht, deren Zauber er gar nicht mehr ver-

steht. Ich meine nicht den Mondstein über unseren See-
mooren und nicht die Irrlichter auf den Sümpfen, sondern
zum Beispiel den Wanderzirkus, der alle zwei Jahre im
Herbst zu uns kommt. Gewiß, in London haben sie den
großen Olympiazirkus. Aber ein richtiger ist doch nur so ein
kleiner Wanderzirkus.

Das letzte Mal hatte ein Wanderzirkus, Worldfamous
monstershow Ring nannte er sich, eine besondere Attraktion
mitgebracht: einen Löwenbändiger, der in einer knallroten
Jade vier wunderbare Löwen vorführte. Ein Prachtkerl, der
mit seinen Tieren umging, als wären sie Holzpuppen und
keine Bestien. So etwas hatte man in Vorkrieg noch nicht ge-
sehen. Der Kerl war offenbar in der ganzen Welt herumge-
kommen. Sein Englisch — er hielt vor seiner Vorstellung
eine kleine Ansprache — klang breiter als das des einge-
borenen Friscoannes. Seine Löwen herrschte er manch-
mal mit einem holländischen oder deutschen Befehlswort, zu-
weilen mit einem spanischen Fluch an. Dabei zählte er kaum
mehr als dreißig Jahre. Er war schlank wie ein Franzose,
sehnig wie ein Engländer, stämmig wie ein Deutscher, be-
hende wie ein Ungarn. Seine Rationalität aus seinem
Äußeren festzustellen, schien unmöglich. Aber seine linke
Wange zog sich eine breite rote Narbe, für einen Löwen-
bändiger gerade das rechte Attribut. Seine Nummer übrigens
grenzte geradezu an Todesverachtung. Er nahm unter
anderem ein Stück rohes Fleisch in den Mund und legte
seinen Kopf dem größten Löwen in den Nacken. Das alles
tat er mit einem Gleichmut, als ob er nur darauf wartete,
daß der Löwe zubisse. Der Mann interessierte mich. Mit
der neugierigen Anteilnahme, die man uns Kleinstädtern
grohmütig vergeißt, wartete ich am zweiten Vorstellungs-
abend am Zeltausgang auf den Löwenbändiger und fragte
ihn, ob er Lust habe, bei mir zu Hause einen guten schottischen
Whisky zu trinken und ein wenig mit mir zu plaudern. Zu
meiner Freude sagte er ohne weiteres zu. Wir verabredeten,
daß wir uns in einer halben Stunde, wenn er sich umgezogen
habe, in meiner Wohnung treffen wollten.

Mein Gast kam pünktlich. Er war verschlossener, als ich
nach seiner anfänglichen schnellen Zusage angenommen hatte.
Unser Gespräch kam nicht recht in Fluß. Von Löwendressur
hatte ich keine Ahnung und glaubte auch, daß meinem Gast
nicht sehr damit gedient war, von einem Laien Ansichten oder
auch nur Fragen über die Dressur zu hören. Während ich die
Whiskygläser neu füllte, fiel durch eine ungeschickte Be-
wegung, die ich machte, eine Diamantdruckausgabe des Horaz,
die ich kürzlich erstanden hatte, vom Tisch. Er hob sie höflich
auf, warf einen Blick auf das Titelblatt, schlug das Buch auf,
strich mit einer fast zärtlichen Bewegung über die Seiten und
gab mir das Bändchen zurück. Ich fragte ihn, nur um etwas
zu fragen, ob er Bücher liebe. Er sagte mit einem Anflug
von abweisendem Spott nein, und ich lenkte ein, sein Beruf
liebe ihm auch wohl wenig Zeit zum Lesen. Dann kamen wir
langsam in ein Gespräch über das Zirkusleben, über Reisen,
aber immer, wenn ich ihn nach persönlichen Dingen zu fragen
versuchte, wich er aus. Nur meine Frage nach seiner Narbe
beantwortete er mit großer Bereitwilligkeit. War es Stolz,
war es wieder dieser Anflug von Spott, der da in seinen
Augen aufglomm? Ich weiß es nicht.

Vor zehn Jahren hatte er eine kombinierte lomische
Dressurnummer vorgeführt. „Drüben“, sagte er nur. Eine
Löwin und einen Affen. In der Arena war ein Friseurladen
aufgebaut gewesen. Der Affe hatte eine weiße Jade getragen
wie ein Barbier und die Löwin eine Haube. Die Löwin
hatte ihren Schwanz in einen Eimer voll Rasierschaum ge-
taucht, damit den Dompteur kunstgerecht eingeseift und der
Affe ihn ebenso kunstgerecht rasiert. Bei dieser Vorführung
war die Löwin einmal nervös geworden, der Affe hatte ge-
merkt, daß etwas nicht in Ordnung war und seinem Herrn
mit dem Rasiermesser die ganze Bade aufgeschnitten. Er
hätte den Affen erwürgen mögen. Ja, daher hätte er die
Narbe.

Der Dompteur erzählte diese Geschichte, die ihm doch
leicht das Leben hätte kosten können, als ob er einen guten
Witz zum besten gäbe. Kurz darauf verabschiedete er sich mit
der Entschuldigung, der Zirkus verlasse morgen die Stadt,
seine Tiere hätten vor dem Ausbruch immer ein wenig Reife-
fieber und er müsse noch nach ihnen sehen. Ich träumte in
der Nacht wilde Dinge von einer Löwin und einem Affen.

Am anderen Morgen stand ich am Bahnhof, um dem
Löwenbändiger vor seiner Abreise Lebewohl zu sagen. Der
Mann war aber nirgendwo zu finden. Zwischen den Wagen
traf ich den deutsche Arzt aus unserem Städtchen. Wen er
hier suche? Auch den Löwenbändiger? Ich hatte ihn gestern
als Gast bei mir, . . . Wir mußten beiseite springen, der Zug
setzte sich in Bewegung. Wir sahen den Zug entlang. Vom
Dompteur war nichts zu sehen.

Auf dem Heimweg erzählte mir der deutsche Arzt, daß er
gestern im Zirkus gewesen sei und in dem Löwenbändiger
einen ehemaligen Korpsstudenten erkannt habe, der nach
einem schweren Säbelduell, in dem er seinen Gegner getötet,
spurlos verschwunden war. Die Ursache des Duells habe nie-
mand gewußt. — „Die Löwin“, sagte ich. Aber der deutsche
Arzt verstand mich nicht. Ich habe ihm die Geschichte von dem
Affen nicht erzählt. Wenn ich mir die Fäuste des Löwen-
bändigers vorstelle, so kann ich mir wohl denken, daß er im-
stande war, mit einem einzigen Griff einen „Affen“ zu er-
würgen.

Kreuzwort-Rätsel

1		2			3		4
		5	6		7		
8	9		10	11			12
		13	14			15	
			16		17		
		18			19	20	21
22			23		24		25
			27		28	29	
30						31	

Wagerecht: 1. Muse. 3. Musikausdruck. 5. Fest-
kleidung. 7. Paptname. 8. Mädchennamen. 10. Frauennamen.
12. Stadt in Westfalen. 13. Flußmündung. 15. Haustür. 16.
Männernamen. 17. Kassetten. 18. Nibelungengestalt. 20. Der
Mann. 22. Schwung. 23. Bibelbuch. 25. Opernfigur. 27.
Nordischer Gott. 28. Schubsack. 30. Militärischer Rang. 31.
Trancezustand. — Senkrecht: 1. Stadt in Italien. 2.
Römische Kleidungsstück. 3. Spanischer Fluß. 4. Stadt an
der Elbe. 6. Schaffamel. 7. Biblischer Frauenname. 9. Näh-
werkzeug. 11. Stadt in Lettland. 12. Gewicht. 14. Wand-
bekleidung. 15. Europäischer Meerbusen. 18. Reiterstand.
19. Blume. 21. Stimmlage. 22. Teil des Hauses. 23. Klei-
dungsstück. 24. Stadt in Italien. 26. Seesoldat. 27. See in
Athen. 29. Münze.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 190:
Wagerecht: 1. Cieruhr. 3. Ruhr. 6. Gig. 7. Eis. 9. Ader.
11. Brot. 12. Lepra. 15. Gau. 16. Senne. 18. Jean. 20. Ohio.
22. Eva. 23. Ken. 24. Arabien. — Senkrecht: 1. Eid.
2. Joel. 4. Hera. 5. Rio. 6. Galerie. 8. Station. 10. Regen.
11. Bruno. 13. Pan. 14. Erie. 16. Haar. 17. Ehre. 19. Eva.
21. Sen. 23. Re.

Welt u. Wissen

* Der gerechte Bubitopf. Die mehr oder minder
schönen Bestirren von Bubitöpfen dürfen aufatmen. Es
wird nicht so kommen, wie manche lassenbedachten Gemein-
dewörter sich die Sache gewünscht haben, daß auf den Bubitopf
eine Steuer erhoben wird. Das Preussische Ministerium des
Innern jedenfalls erklärt, daß es von sich aus einer solchen
Steuer die Genehmigung versagen würde. Alle neuen
Steuern müssen bekanntlich die Genehmigung der Aufsichts-
behörden haben, also ist der Bubitopf für diesmal ge-
rettet. Das Innenministerium dürfte so entschieden haben,
nicht nur, weil es die Bubitopfsteuer für einen etwas aus-
gezeichneten Akt ansieht, sondern aus tatsächlichen grund-
sätzlichen Rechtserwägungen heraus. Nach alter und neuer
Rechtssprechung darf der menschliche Körper oder Teile von
ihm nicht zum unmittelbaren Rechtsgeschäft gemacht werden.
Daraus ergibt sich zwingend, daß der menschliche Körper
auch nicht zu Steuergeschäften benutzt werden darf. Also
dennoch ist das Kreuz der Bubitopfsteuer nicht nur durch
die Gnade des jetzigen Innenministers gebannt, sondern es
wird dies immer der Fall sein, weil es sich auf grundsätz-
liche Rechtserwägungen stützt. Dazu kommt weiterhin noch,
daß auch die Reichsverfassung die Freiheit der Person garan-
tiert, was logischerweise eine Besteuerung irgend eines
Körperteiles ausschließt.